

**Das Suchen, Ausgraben, Finden, Einordnen, Hervorheben der**

## ***Erinnerungen***

**deren Farbe, Geschmack, Umfang, Beschaffenheit, Klang**

## ***in Worte fassen***

**die Zuordnung, Reihenfolge, Tragweite, Bedeutung, Nachhaltigkeit**

## ***beschreiben und ausdrücken***

**all das hat mich befreit, erfüllt, beglückt, aufgewühlt, befriedet.**

**Ich habe meinen Eltern und meiner Geschichte einen Platz im Licht gegeben und sie nach 60 Jahren aus dem Tabu gehoben.**

## **Tabu- und Lebensthema**

Ich heiße Annette Félix, bin in Basel geboren, in der Schweiz aufgewachsen und lebe seit 1968 in Süddeutschland. Von 2002 bis 2012 habe ich in Ungarn gelebt.

Ich hatte bereits sechzig Jahre lang mehr oder weniger erfolgreich versucht, alleine mit dem „Tsunami“ meines Lebens, dem Mitnahme-Suizid meiner Eltern klar zu kommen, als ich im Jahr 2014 „zufällig“ AGUS (Angehörige um Suizid) kennenlernte.

Als meine Vater im Sommer 1954 nicht mehr leben wollte/konnte war ich noch nicht ganz 6 Jahre alt. Er nahm meine Mutter mit als sie versuchte, ihm die Feuerwaffe zu entreißen. Sie war sofort tot, er folgte ihr kurz danach.

Ich habe nichts verstanden, vor allem nicht, warum sie mich nicht mitgenommen haben beziehungsweise warum sie mich verlassen haben. An diesem Tag legte sich das Tabu wie ein schweres Tuch über mich. Die übrig gebliebene Familie schwieg. Sie schwieg über das Entsetzen, die Trauer, die Schande und Scham, die Schuldgefühle und die Verzweiflung. Jeder trauerte für sich allein.

Oft beschlich mich das Gefühl, vergessen worden zu sein und somit nicht am richtigen Platz zu sein. Manchmal glaubte ich, aus Versehen am Leben zu sein und schwankte in meinen Stimmungen zwischen der Welt der Toten und der Welt der Lebenden. Ich lernte zu sagen, dass meine Eltern durch einen Unfall ums Leben gekommen sind, wusste es aber anders.

Es folgten unzhliche Jahre und Jahrzehnte der inneren Einsamkeit, der Verirrung, Zerrissenheit und Verwirrung, Jahre diffuser Schuld. Lange wusste ich nicht, wie ich meine Eltern lieben und vermissen durfte, wie ich mit ihnen in Liebe verbunden sein konnte während ich mich gleichzeitig für meinen Vater und meine Geschichte schämte. Denn ich schämte mich nicht nur für das, was er getan hatte, sondern auch dafür, dass ich so eine Geschichte hatte. Diese Scham trennte mich von den Menschen und bewirkte, dass ich mich oft als Außenseiterin fühlte.

Bei AGUS konnte ich zum ersten Mal in meinem Leben offen und ohne Scham über den Tod meiner Eltern sprechen. Ich war plötzlich nicht mehr allein mit meinen widersprüchlichen Gefühlen und stellte fest, dass es trotz des Altersunterschieds Gemeinsamkeiten mit anderen Betroffenen gibt. In dieser Gemeinschaft fühlte ich mich verstanden und angenommen und lernte, dass Suizid kein Tabu-Thema ist. Diese Erkenntnis stand in krassem Gegensatz zu meiner Erfahrung innerhalb der Familie. Dort war Schweigen das oberste Gebot. Ich fühlte und verstand in meinen jungen Jahren sehr schnell, dass Suizid für die Angehörigen eine Schande ist und dass man nicht darüber spricht. Das war damals sicherlich nicht nur innerhalb der Familie so, sondern entsprach auch dem Zeitgeist, zumal mein Vater als Lehrer auch eine Vorbildfunktion hatte.

Ich habe in den sechzig Jahren nie aufgehört, meinen Weg zu suchen. Jetzt, nach vielen Höhen und Tiefen, habe ich gelernt, mich meiner ganzen Geschichte zu stellen und sie anzunehmen. Ich weiß, dass es nicht darum geht zu verstehen, was passiert ist, sondern einverstanden zu sein und es meinem Leben zugehörig zu machen.

## Ursprungsfamilie

Meine Mutter, Madeleine Adrienne Kaiser, wurde am 16.01.1916 als dritte Tochter in Lausanne geboren und wuchs die ersten Jahre in der französischen Schweiz auf. Ihre Mutter stammte aus Lausanne und sprach ausschließlich Französisch. Der Vater meiner Mutter kam aus Biberist, Kanton Solothurn, in der deutschen Schweiz. Er war Sekundarlehrer und unterrichtete Französisch in einer privaten Lausanner Schule.

Ich weiß nicht, warum die Familie von Lausanne in die deutsche Schweiz nach Mühlehorn am Walensee umzog. Ich nehme an, dass die Entscheidung berufsbedingt war, denn viele Lehrer waren damals arbeitslos und mein Großvater konnte oder wollte vielleicht nicht länger in der Privatschule unterrichten. Sie zogen in die Dienstwohnung im Schulhaus ein. Mein Großvater war auch Organist, begleitete sonntags den Gottesdienst und dirigierte den Kirchenchor.

Seine Frau soll in der ländlichen, deutschsprachigen Gegend ziemlich unglücklich gewesen sein. Nicht einmal der See konnte sie von ihrem Heimweh trösten, denn die Berge am Walensee sind so hoch und nah, dass im Winter die Sonnenstrahlen mehrere Wochen lang das Dorf gar nicht oder kaum erreichen. Sie starb im Schulhaus bei der Geburt des vierten Kindes, der Junge überlebte nur wenige Wochen. Ihre Töchter waren damals 6, 8 und 9 Jahre alt. Die älteste, Augusta, später Tati genannt, kehrte als Zehnjährige allein nach Lausanne zurück, zu den Eltern ihrer Mutter. Mein Großvater blieb mit meiner Mutter und der mittleren Schwester Georgette in Mühlehorn. Zu Hause wurde weiterhin Französisch gesprochen, später als er zum zweiten Mal heiratete änderte sich peu à peu die Familiensprache, denn seine zweite Frau, meine spätere Grossmama, sprach kein Französisch.

Mein Vater, Johann Friedrich Felix, wurde am 02. Oktober 1908 in Splügen geboren. Er wuchs weitgehend in dem kleinen Bergdorf am Hinterrhein im Kanton Graubünden auf. Nach vier Mädchen war er der erste Sohn, ein weiterer Bruder kam 10 Monate später noch dazu. Mein Vater durfte als einziger studieren und wurde, wie sein Vater, ebenfalls Primarlehrer. Die Sommerferien dauerten damals mehrere Monate (von ca. Ende Mai bis September), damit die Schulkinder in ihren Familien bei der Ernte mithelfen konnten. Die Lehrer waren aus diesem Grund nicht ganzjährig angestellt und mussten in den Sommermonaten einen anderen Beruf ausüben. Mein Großvater war im Sommer Postkutscher und fuhr regelmäßig die 34 km über den Splügenpass nach Italien.

Als mein Vater sein Studium beendet hatte, fand er in Graubünden keine Anstellung und so kam es, dass er im Kanton Glarus die Zweitstelle als Lehrer in Mühlehorn annahm, an der Schule, in der mein Grossvater mütterlicherseits bereits unterrichtete! Wenn ich richtig gerechnet habe, war meine Mutter, die jüngste Tochter seines „Chefs“, damals 16 und er 24 Jahre alt. Ich glaube, dass es nicht lange gedauert hat, bis es zwischen den beiden gefunkt hat. Mein Mutter machte dennoch ein Jahr lang eine Ausbildung als Haustochter in einer Familie in einem anderen Kanton, in der sie alles lernte, was eine zukünftige Hausfrau und Mutter können und wissen muss. Drei Jahre nach seiner Ankunft haben sie geheiratet. Meine Schwestern wurden in dem Dorf geboren und bei unserem Vater eingeschult.

1948 beschlossen die Eltern nach Basel zu ziehen. Wahrscheinlich lag es an den besseren finanziellen Bedingungen, die die Stadt Lehrern bot. Außerdem gab es in Basel eine größere Auswahl weiterführender Schulen für meine Schwestern. Vermutlich waren die Eltern der Meinung, dass dieser große Schritt sein müsse, weil ja schließlich

noch Familienzuwachs bevorstand. Wenige Wochen nach dem Umzug kam ich in Basel zur Welt.

Ich habe nur sehr wenige Erinnerungen an meine Eltern, habe längst vergessen, wie ihre Stimme klang, wie sie gesprochen haben, wie sie aussahen und sich bewegten.

Mir sind etwa 8 verschiedene Situationen in Erinnerung geblieben, in denen ich mit einem Elternteil etwas Besonderes erlebt habe. Für mich sind diese Erinnerungen ein kostbarer Schatz, sie hinterlassen in mir ein Gefühl von Wärme und Liebe. Ich bin überzeugt, dass ich ein liebevolles Elternhaus hatte.

## **Basel, Kienbergstraße 20**

### **03.07.1954: meine Erinnerungen**

Es war Samstag, etwa 7 Uhr morgens, als das Leben jedes Einzelnen aus unserer Familie für immer einen neuen Kurs nahm, bzw. beendet wurde.

Marianne, meine älteste Schwester (16 J), hatte als zweite die Wohnung verlassen und sich auf den Weg zu ihrer Schule in Großbasel gemacht. Später soll sie erzählt haben, dass sie dabei einem großen Aufgebot von entgegenfahrenden Polizei-, Feuerwehr- und Krankenwagen begegnet sei. Sie hatte sich gefragt, was wohl Schlimmes passiert sei.

Lisbeth (= Elisabeth, später Lisa genannt), die zweitälteste Schwester (14 J), war schon früher losgelaufen, ebenfalls nach Großbasel zu einer anderen Schule, ohne jedoch das Sirenengeheul wahr zu nehmen. Unser Vater war mit irgend etwas beschäftigt und hielt sich auf dem Balkon auf, der auf der Rückseite des Gebäudes war.

Ich (6J) war noch zu Hause und frühstückte mit meiner Mutter in der Küche, mit direktem Zugang zum Balkon. Ich meine, dass ich mit Blick zum Balkon saß, Lisa findet das jetzt, da wir darüber reden, merkwürdig, denn mein angestammter Platz sei mit dem Rücken zum Balkon gewesen. Für den Ablauf des Dramas, das auf dem Balkon stattfand, hat es keine Bedeutung und über diesen Zeitpunkt habe ich ohnehin keine weiteren Bilder im Kopf, außer dass ich vermutlich sehr beschäftigt war mit meinem Butterbrot und der darauf thronenden Kirschkonfitüre sowie mit meinem Kakao. Meine Mutter saß mir gegenüber. Als der erste Schuss fiel war ich nicht sonderlich beunruhigt. Ich erinnere mich aber noch an den merkwürdigen, etwas beängstigenden, für mich nicht klar zu deutenden Gesichtsausdruck meiner Mutter, die aufstand, nach dem Brotkorb griff und zu mir sagte: „Du bleibst sitzen, ich bringe den Vögeln die Brosamen“. Ich ahnte zu diesem Zeitpunkt nicht, dass das ihre letzten Worte an mich sein würden. Ich blieb sitzen, war weiterhin mit meinem Frühstück beschäftigt, aber auch mit ihren Worten. Da passte etwas nicht, denn die Brotkrume brachte sie üblicherweise erst nach dem Frühstück auf den Balkon, und wir waren doch noch gar nicht fertig.

In meiner Erinnerung gab es noch zwei weitere Schüsse. Mami kam nicht wieder. Vermutlich wollte ich noch ein Brot haben oder etwas zu trinken oder die Zeit erschien mir zu lang, jedenfalls ging ich ebenfalls auf den Balkon. Mami lehnte zusammengekauert mit dem Oberkörper und dem Gesicht an der Balkonbrüstung. Ich weiß nicht, wann ich das Blut wahrgenommen habe, in dem sie kniete und das unter der Balkonwand, die einige Zentimeter über dem Balkonboden aufhörte, durchsickerte und runter tropfte. Ich glaube, dass ich sie heftig an den Schultern geschüttelt habe. Ich

wollte, dass sie aufsteht. Als sie weder etwas sagte noch sich bewegte, wurde ich, so befürchte ich, wütend und habe vielleicht sogar mit den Füßen nach ihr getreten (?). Irgendwann habe ich aufgegeben und mich von ihr abgewandt.

Erst dann realisierte ich, dass Papi nicht mehr auf dem Balkon war. Er war einfach verschwunden. Das war unfassbar, ungeheuerlich, unglaublich und viel, viel schlimmer als Mami, die nicht mehr aufsteht. Die zweite Balkontür, die in den Salon führte, war geschlossen, die Fenster sowohl zum Bad als auch zur Toilette waren viel zu hoch, zu klein und außerdem auch geschlossen, es war unmöglich, dass Papi einen dieser Wege genommen hatte. Wo war er dann? Ich habe ihn im Himmel, auf dem großen Nussbaum, der neben dem Haus stand, gesucht und vermutlich nach ihm geschrien. Nichts, er war einfach nirgendwo. Dieses unerwartete, vollständige und unerklärliche Verschwinden hat mich völlig aus der Fassung gebracht und wohl Panik ausgelöst. Wenn ich daran denke, bekomme ich sofort und immer noch heftiges Herzklopfen. Irgendwann - mir scheint es eine Ewigkeit gewesen zu sein - bin ich auf die Idee gekommen, mich auf die Zehenspitzen zu stellen und über die Balkonbrüstung die vier Stockwerke runter zu schauen: Da lag er, ausgestreckt, auf dem Rücken. Er hatte einen Hausschuh verloren, der neben ihm lag. Neben dem Kopf glaubte ich ein kleines lilafarbenes Häufchen zu sehen, das mich an Kirschkonfitüre erinnerte, weswegen ich mich danach jahrzehntelang geweigert habe, diese Marmelade zu essen.

Jetzt war ich sooo erleichtert: Papi war noch da, er war nicht einfach verschwunden und weg. Ich rannte durch die Küche zur Wohnungstür und ins Treppenhaus. Ich wollte runter, zu ihm. Im dritten oder zweiten Stockwerk wurde ich von einer Nachbarin daran gehindert.

Ich weiß nicht mehr, wer es war. In meiner Erinnerung schwanke ich zwischen zwei Frauen, deren Familie und Wohnung mir sehr vertraut waren. Sie stoppte mich auf der Treppe und nahm mich mit in ihre Wohnung, wo ich nochmal Frühstück bekam. Von einem Fenster, das zur Straße zeigte, verfolgte ich danach im Detail, wie die ganzen Rettungsfahrzeuge mit Martins-Horn und später die Leichenwagen ankamen und dann irgendwann wieder wegfuhr. Sicherlich wusste ich, dass es mit meinen Eltern zusammenhing, aber irgendwie konnte ich es mir nicht wirklich vorstellen. Ich habe sie nie wieder gesehen.

Später sollte ich mich anziehen, denn ich war noch im Schlafanzug. Die Nachbarin und ich gingen in den vierten Stock, um Kleidung aus der Wohnung zu holen, aber die Tür war abgesperrt und wir konnten nicht hinein. Ich zog Kleider von ihren Kindern an.

Dann kam ein Freund unserer Eltern und nahm mich auf seinem schwarzen Fahrrad mit. Ich meine mich zu erinnern, wie er auf dem Fahrrad kam, umhüllt von einer schwarzen Pelerine, die im Wind flatterte. Er glich einem großen, schwarzen Vogel und war sehr beeindruckend, um nicht zu sagen beängstigend. Gleichzeitig meine ich, dass an diesem Samstag schönes Sommerwetter herrschte und die Pelerine nicht wirklich das passende Kleidungsstück war. Ich weiß nicht, welcher Teil dieser Bilder Phantasie ist.

Die letzte Erinnerung an diesen Tag ist, dass ich irgendwo, in irgend einem Wohnzimmer, auf dem Boden sitze und alleine bin, alles scheint leer. Ich erinnere noch die absolute Stille.

Meine Schwester Lisa hat mich anscheinend genau so angetroffen, als sie mich mittags bei dem befreundeten Lehrerehepaar abholte.

### **3. Juli 1954 - der lange Weg bis ins Erwachsenenalter**

#### **Lausanne - Basel - Lachen - Lausanne**

#### **Überleben mit Hilfe von Fantasien, Haustieren, Freunden und vielem mehr**

Ich kann mich nicht erinnern, dass mich jemals jemand aus meiner Familie gefragt hätte, was ich denn am 3. Juli 1954 erlebt habe, bzw. woran ich mich erinnere, was ich gemacht, gesehen, gehört habe. Es herrschte absolutes Schweigen, alle wussten, dass die Eltern tot sind und dass ich in der Wohnung war, als es passierte. Ich nehme an, dass mich meine Schwestern, Grossmutter, Tanten und Onkel schützen wollten und dass sie davon ausgingen, dass das am besten gelingt, wenn man nie von dem „Ereignis“ in meinem Beisein spricht. Vermutlich haben sie gehofft, und waren vielleicht sogar davon überzeugt, dass ich alles vergessen würde.

Ich habe keine Ahnung, wie ich mich verhalten habe, welche Signale ich gesendet habe, ob mir das Schweigen recht war oder was ich gebraucht hätte. Sicher ist, dass sich in mir ein Gefühl von dunklem und bedrohlichem Geheimnis breit gemacht hat. Ich meinte etwas, (meine Eltern, meinen Vater?), schützen und schon deswegen absolutes Schweigen wahren zu müssen. Ich glaube, dass ich bereits damals die innere Einsamkeit kennengelernt habe. Ich versuchte eine Erklärung zu finden, warum meine Eltern mich nicht einfach mitgenommen hatten, wo ich doch daneben stand. Ich fühlte mich gottverlassen und verloren und fing wohl sehr schnell an, mir meine eigene Geschichte des 3. Juli zurechtzulegen.

Als ich nach der Beerdigung, an der ich nicht teilnehmen durfte, von einer Tante für unbestimmte Zeit nach Lausanne mitgenommen wurde, hatte ich mir bereits eine Phantasiegeschichte zum Tod meiner Eltern zurecht gelegt: ich glaubte fest, dass meine Eltern von einem kleinen, deutschen Flugzeug aus erschossen worden waren. Ich war von dieser Version überzeugt, die Bilder meiner Erinnerung spielten keine Rolle oder sie waren vorübergehend zugeschüttet. In meiner Phantasie ist die kleinmotorige Maschine sehr niedrig, beinahe auf Balkonhöhe geflogen. Meine Tante erzählte mir sehr viel später, dass ich damals panische Angst vor Flugzeugen hatte. Wenn wir im Garten waren, hätte ich sie an die Hand genommen und in die Kellerräume gezerrt und gewollt, dass wir uns verstecken, sobald auch nur das Geräusch eines Fliegers zu hören war. Unsere verbale Verständigung war zu diesem Zeitpunkt sicher nicht optimal, da sie nur gebrochen Deutsch konnte und ich überhaupt kein Französisch. Ich kann mich zwar nur vage an meine Angst vor Flugzeugen erinnern, dafür aber klar an mein Gefühl von Dankbarkeit ihr gegenüber, weil sie mit mir in den Keller ging und mir somit zeigte, dass sie mich ernst nahm. Mir fällt in diesem Zusammenhang ein, dass ich sehr aufgeregt und enttäuscht gewesen war, als am Spätnachmittag des 3. Juli in Basel niemand auf mich hören wollte und alle Familienangehörige trotz meiner Warnungen auf den Balkon gingen. Ich allein wusste doch, wie gefährlich das war, aber niemand hatte mir glauben wollen.

Als Erwachsene hatte ich eine Zeit lang Alpträume, in denen kleinmotorige Flugzeuge mich verfolgten und von denen aus jemand versuchte, mich zu erschiessen. Ich bin immer schreiend aufgewacht.

Zwischen Juli 1954 und März 1958 verlief mein Leben sehr unruhig und chaotisch. Die Familie, die aus meinen Schwestern, der Grossmama, vier Tanten und zwei Onkeln bestand, sollte über meinen Verbleib und mein weiteres Leben entscheiden. Leider hatten

sie große Mühe, sich auf eine Lösung zu einigen. Sie fühlten sich verständlicherweise etwas hilflos und die Vormundschaftsbehörde hatte auch noch ein Wörtchen mitzureden. Unter dieser Prämisse wurde unser neues Leben geplant und Vorbereitungen getroffen: meine beiden Schwestern und ich sollten weiterhin in der elterlichen Wohnung und gewohntem Umfeld in Basel bleiben. Da unser Grosspapa nach langer Krankheit in Mühlehorn 10 Tage vor unseren Eltern gestorben war und unsere Grossmama die Dienstwohnung im Schulhaus aufgeben musste, hat sie sich mit 63 Jahren bereit erklärt, nach Basel zu ziehen und für uns zu sorgen. In Basel gab es keine weiteren Verwandten.

Dort lebte ich mit ihr von Herbst 54 bis Herbst 57. Sie war für mich die beste Grossmama der Welt, verstand instinktiv mein inneres Chaos, gab mir, so gut sie konnte, Sicherheit und half mir, mich gefühlsmäßig wieder anzusiedeln. Meine Schwestern verließen nacheinander 1955 und 1956 Basel und zogen nach Lausanne, zu Tati, der ältesten Schwester unserer Mutter, und deren Mann. Sie fühlten sich dort besser aufgehoben als bei Grossmama, die nicht gleichermaßen für uns drei sorgen konnte. Ich hingegen wollte unter keinen Umständen wegziehen und klammerte mich an Grossmama und an die Wohnung in Basel. Sie versprach mir, dass wir zusammen bleiben.

Allerdings musste ich dann Basel, meine Freunde, die Schule, Wohnung und alles, was mir vertraut war, im Herbst 57 innerhalb weniger Stunden doch für immer verlassen. Meine Grossmama hatte frühmorgens in meiner Anwesenheit einen Herzinfarkt erlitten. Ich alarmierte die Nachbarn mit den Worten „die Grossmama ist umgefallen und tot“. Sie überlebte zwar, für mich blieb sie aber monatelang unerreichbar. Damals wurde ich von Tante Georgette, der mittleren Schwester unserer Mutter, noch am selben Tag nach Lachen am Zürcher See mitgenommen. Nach ungefähr einem halben, schwierigen Jahr wurde es für sie und ihre Familie zu anstrengend. Sie wollten mich nicht mehr haben und schickten mich Anfang 1958 ohne Erklärung zu Tati nach Lausanne. Damals schwor ich mir, dass ich in Zukunft alles tun würde um **nie mehr** verlassen oder weggeschickt zu werden.

Als etwa elf-, zwölfjährige habe ich mir eine andere Geschichte zurechtgelegt: Ich glaubte immer stärker daran, dass mein Papi gar nicht tot war, sondern, dass er irgendwo in Deutschland gefangen ist und dass ich ihn suchen muss. Diese Vorstellung war sehr tröstlich. Davor hatte ich in Gedanken mit dem lieben Gott verhandelt: Mami durfte tot bleiben und somit bei IHM, aber wenigstens Papi sollte noch leben. Dieser Kompromiss verursachte mir zwar ein schlechtes Gewissen meiner Mutter gegenüber, aber ich musste dem lieben Gott doch auch etwas lassen.

Dass ich in beiden Fantasien ‚Deutschland‘ zum Täter gemacht habe, hat vermutlich mit der Tatsache zu tun, dass wir in Basel ganz in der Nähe des Badischen Bahnhofs, dem deutschen Bahnhof, gewohnt haben und mir höchstwahrscheinlich öfter irgendwelche Bemerkungen oder Geschichten zu Ohren gekommen sind über den noch nicht lange zurückliegenden zweiten Weltkrieg.

Mit den beiden Fantasien habe ich gut und gern die ersten zehn bis zwölf Jahre überbrückt. Als ich etwa 18, 19 Jahre alt war, ist in meiner Anwesenheit von meinem Vater und Suizid die Rede gewesen. Ich weiß noch, wie ich damals erschrocken bin, aber sofort wusste, dass es stimmt. Das Schweigen dauerte allerdings weiterhin an, aber bewusst spielten meine Fantasien keine Rolle mehr. Ab diesem Zeitpunkt fing ich meine detektivische Arbeit an, ich wollte rausfinden, was und warum es passiert war und versuchte, meine Gefühle neu zu ordnen, bzw. meine zum Teil widersprüchlichen Empfindungen zu verstehen. Je mehr ich in mir grub, desto mehr entdeckte ich Spuren

und tiefe Wunden, die das Trauma hinterlassen hatte. Da fing das quälende Leiden, die vielen Selbstzweifel und nagenden Fragen erst richtig an: War ich es nicht Wert gewesen, dass er da bleibt? Warum haben sie mich nicht mitgenommen? War ich schuld, dass Mami gestorben ist, weil ich sie geschüttelt hatte? Bin ich aus Versehen am Leben geblieben, weil etwas schief gelaufen ist? Warum haben sie mich verlassen? War ich nicht lieb genug gewesen?

Meine Grossmama hat zum Glück sehr früh gemerkt, dass ich mich sehr stark zu Tieren hingezogen fühlte. Sie schenkte mir zuerst Wellensittiche und dann später noch eine junge Katze. Sie waren meine Seelenröster, ihnen konnte ich alles erzählen, sie hörten geduldig zu, die Katze ließ sich gerne streicheln und hatte auch nichts gegen mein ausgeprägtes Schmuse-Bedürfnis. Sie ging mit mir an der Leine spazieren oder wir kletterten auf Bäume. Später, in Lausanne, habe ich nochmals eine Katze bekommen und, als diese starb, sogar einen eigenen Hund. Von den Tieren fühlte ich mich verstanden, angenommen und geliebt. Sie haben mich nie willentlich verlassen oder im Stich gelassen und ich habe ihnen blind vertraut. Vor allem in Lausanne habe ich viele, viele Stunden mit meinen Vierbeinern verbracht, beinahe meine gesamte Freizeit.

In Basel und später in Lausanne hatte ich viele Freunde, mit denen ich, so meine Erinnerung, nie im Detail über meine Eltern gesprochen habe. Den Status Vollwaise empfand ich als etwas Trennendes und ich versuchte, dies wettzumachen bzw. auszugleichen. Einerseits musste ich unbedingt die Umstände geheim halten, die dazu geführt hatten, andererseits wollte ich beweisen, dass ich trotzdem liebenswert und ganz normal bin. Für mich waren Freundschaften, Verlässlichkeit, Zugehörigkeit etwas elementar Wichtiges und ich ließ mich von meinen starken Gefühlen sowohl in der Hingabe als auch bei Enttäuschungen leiten. In Lausanne entdeckte ich, dass ich zum Teil stärker war als viele Gleichaltrige, und so fing ich an, die Schwachen vor den Bösen zu schützen, auch in Schlägereien. Überhaupt wollte ich alles Schwache und Bedürftige schützen und retten, seien es Menschen, Tiere oder Pflanzen.

Zu dem Makel Vollwaise und dem dunklen Familiengeheimnis kam in Lausanne noch der der deutschen Sprache dazu. Als Deutschschweizerin hatte man in der französischen Schweiz keine guten Karten, vor allem nicht unter Kindern. Ich hatte das Glück, dass meine Tante die französische Sprache sehr geliebt hat und großen Wert darauf gelegt hat, dass ich perfekt Französisch lerne. Ich musste jeden Tag ein kurzes Diktat schreiben, sie erklärte mir die komplizierten Rechtschreibregeln und merzte auch die typischen Grammatikfehler der Deutschschweizer aus. In der Schule lasen wir damals die tragische Geschichte von der kleinen Ziege ‚Blanquette‘ von Alphonse Daudet. Da ich die Sprache noch nicht beherrschte, las ich diese Geschichte wochenlang zu Hause vor, unter der Regie meiner Tante, die meine Aussprache geduldig korrigierte. Die Geschichte der kleinen Ziege, die so freiheitsliebend war, dass sie alle gut gemeinten Ratschläge ihres Besitzers in den Wind schlug und das mit ihrem Leben bezahlte, ließ mich jedes Mal in Tränen ausbrechen, wenn ich den letzten Satz vorlas: „und dann fraß sie der Wolf“.

Damals ist Französisch meine ‚Heimatsprache‘ geworden und ich bezeichne es heute noch als meine Mutter- und Liebessprache. Gefühle wie Zuneigung kann ich auf Französisch am besten ausdrücken. Französisch ist das Fundament meiner neuen Identität geworden. Mit meinen Schwestern, mit denen ich dreieinhalb Jahre nach dem Tod unserer Eltern in Lausanne, in der neuen Familienkonstellation, für kurze Zeit wieder zusammen lebte, ist Französisch, sobald ich es konnte, unsere ausschließliche, gemeinsame Sprache geworden. Wir haben uns nie wieder auf Deutsch unterhalten, selbst dann nicht, wenn wir in einer deutschsprachigen Umgebung waren. Wenn wir es



versuchten, fühlte sich das für uns künstlich und unecht an und wir verfielen nach wenigen Sätzen wieder ins Französische!

Die sprachliche Veränderung verstärkte bei mir das Verdrängen von Schweizerdeutsch, was ich inzwischen seit vielen Jahrzehnten völlig verlernt habe. Das Einzige, was geblieben ist, ist das Erkennen und Verstehen der meisten Dialekte. So hüpfte mein Herz vor Freude, wenn ich Bündner Deutsch höre: Mein Vater kam aus Graubünden und hat, laut meiner Schwester, einen ziemlich ausgeprägten, sehr melodischen Dialekt gesprochen. Der scheint in mir gespeichert zu sein, denn wenn ich ihn höre, schmelze ich dahin wie Butter in der Sonne!

Während unserer gemeinsamen Basler Zeit, in der ich u.a. auch lesen und schreiben lernte, hat mir Grossmama die Liebe zu Büchern vermittelt. Mit ihr verknüpfte ich Titel wie ‚Onkel Toms Hütte‘, ‚Anne Franks Tagebuch‘ u.ä. Ich weiß, dass ich dabei viel geweint und mit Grossmama ausführlich darüber geredet habe. Vielleicht war das eine Möglichkeit, meine Trauer um die Eltern in einer für mich ungefährlichen Weise auszudrücken. Lesen war auch in Lausanne eine wichtige Quelle der Freude und Kraftschöpfung, der inneren Nahrung für mich. Am nachhaltigsten hat mich die etwa drei- oder vierbändige Geschichte eines Mädchens geprägt, das, wie ich, Vollwaise war und bei einer Tante aufwuchs. Pollyanna, so hieß das Mädchen, hat das Spiel der Zufriedenheit erfunden, das ging so: Egal wie bedrückend, enttäuschend oder beängstigend ein Ereignis im eigenen Leben aussieht, man dreht und wendet es so lange, bis man auch seine gute Seite findet! Es gelingt mir bei weitem nicht immer und sofort, aber heute noch vergesse ich nie, das Gute zu suchen! Dann gab es noch ein anderes Buch, das mich lange begleitet und getröstet hat: ‚Heimatlos‘. Ich identifizierte mich stark mit Rémy, dem elternlosen Jungen.

Als Jugendliche habe ich dann mit Hilfe von Büchern Psychologie entdeckt. Mit ihr oder durch sie gelang es mir, teilweise Antworten auf meine Fragen zu finden oder wenigstens den Mut nicht zu verlieren. Mein Interesse für dieses Fach habe ich bis heute beibehalten.

Meine Tante und Onkel haben mir in Lausanne relativ schnell ein Gefühl von Stabilität gegeben. Mein Onkel war ein ruhiger, ausgeglichener, bodenständiger und liebenswerter Mensch. Er strahlte Kraft und Verlässlichkeit aus und war unglaublich stolz auf ‚seine‘ Töchter. Meine Tante hatte ein hitziges Temperament, war oft nicht berechenbar in ihren Reaktionen, was im Laufe der gemeinsamen Jahre manchmal zu heftigen Auseinandersetzungen führte. Dennoch entwickelte ich eine große Liebe für sie. Sie konnte sich gut in mich hineindenken, erahnte manches, was sie nicht wusste, und hatte teilweise einen unglaublich sicheren Instinkt, insbesondere bezogen auf mich. Sie gab mir die Gewissheit, hinter mir zu stehen, mich zu stärken, hat nie geschimpft, wenn ich wieder ins Bett gemacht hatte. Sie hatte zum Teil ausgefallene Ansichten, die mir imponiert haben. Von ihr wurde ich stark ermutigt, ‚gegen den Strom zu schwimmen‘, eine eigene Persönlichkeit zu entwickeln, ein eigenes Urteilsvermögen zu bilden, was sie dann aber selber manchmal schlecht ertrug! Von ihnen beiden habe ich gelernt, die Natur zu lieben und Pflanzen und Tiere mit Respekt zu behandeln. Sie haben mir Klavierunterricht ermöglicht, dabei habe ich meine tiefe Liebe zu Musik entdeckt. Klavierspielen war viele Jahre einer meiner wichtigsten Seelentröster, Musik ist es heute noch.

Durch Tati und Tonton, wie wir unsere Tante und Onkel nannten, habe ich schon in den ersten Tagen in Lausanne „meinen“ See, den Genfer See, kennen und lieben gelernt. Wir wohnten ca. 15. Minuten zu Fuss davon entfernt und sind regelmäßig dort spazieren gegangen. Zu jeder Jahreszeit und beinahe bei jedem Wetter fanden wir gute Gründe ,an

den See' zu gehen. Ich habe viele Stunden meiner Kindheit und meiner Jugend dort verbracht und kehre auch heute immer wieder gerne an „meinen“ See zurück.

Während der ersten Jahre nach dem Tod unserer Eltern wusste ich zwar, dass ich zwei ‚große‘ Schwestern habe, ich kann mich aber nicht erinnern, dass ich sie vermisst hätte, wenn wir getrennt waren, was oft der Fall war. Das war sicherlich durch den Altersunterschied und die schwierigen Umstände bedingt. Ab der kurzen, gemeinsamen Zeit in Lausanne ist unsere Verbindung immer enger geworden. Obwohl wir nicht darüber sprachen, höchstens in Andeutungen, hat die gemeinsame und doch individuell erlebte Trauer um unsere Eltern, uns ganz eng miteinander verbunden. Als ich viele Jahrzehnte später am Telefon erfahren habe, dass meine älteste Schwester lebensbedrohlich erkrankt ist, habe ich diese Nachricht physisch empfunden, als wäre Marianne ein Teil meines Körpers. Als sie dann 7 Jahre später im Sterben lag, habe ich sie, Atemzug um Atemzug, bis zu der unsichtbaren Grenze begleitet. Während der vielen Stunden, die ich an ihrer Seite verbrachte, entstanden folgende Gedanken in mir: „Ich stellte mir vor, wie meine Eltern mich nach meiner Geburt (zu Hause) voller Freude empfangen hatten und wie mich meine Schwestern Marianne und Lisa kurz danach auf dieser Welt begrüßten. Damals war unsere Familie vollständig. Jetzt waren unsere Eltern schon lange nicht mehr da und Marianne auf dem Weg zu ihnen. Nun war es meine Aufgabe meine Schwester den Eltern wieder anzuvertrauen. Es war so, als würde sich der Kreis schließen. Ich war als letztes Familienmitglied erwartet und empfangen worden und jetzt begleitete ich meine Schwester auf dem Weg zurück.“ So war ich ihr noch einmal ganz nahe und konnte sie dann gehen lassen.

Meine Schwestern waren, das habe ich erst vor einigen Jahren verstanden, bereits in Basel meine Ersatzmütter geworden und sind es ein Leben lang geblieben. Jede auf ihre Art. Sie haben mir ein Gefühl von Rückhalt, Zugehörigkeit, Vertrautheit und Verbundenheit gegeben. Als Erwachsene konnte ich dann auch für sie da sein und ihnen etwas zurückgeben. Im Laufe der Jahre empfand ich mehr und mehr Dankbarkeit gegenüber meinen Eltern, dass sie mir diese zwei Schwestern hinterlassen haben.

Nach langer und schwerer Krankheit ist meine Schwester Lisa wenige Stunden vor meinem Vortrag bei der AGUS-Jahrestagung 2017 gestorben. Sie kannte meinen Text, wusste und war einverstanden, dass ich „unsere“ Geschichte vortrage. Während der Entstehung des Textes haben wir teilweise zum ersten Mal über gewisse Einzelheiten geredet, uns Fragen gestellt und zum ersten Mal gemeinsam geweint. Wir haben auch über die verschiedenen, lebenslangen Folgen geredet, die der tragische Verlust unserer Eltern für jede von uns hatte.

### **3. Juli 1954: der rote Faden zieht sich durch das ganze Leben**

Im August 1968 wurde ich mit 20 Jahren volljährig. Ein gutes Jahr zuvor hatte ich meinen zukünftigen, deutschen Ehemann in Bern kennengelernt. Wir heirateten im September und ich zog zu ihm nach Süddeutschland. Unsere Beziehung war symbiotisch, bei ihm fand ich die Nähe und Wärme, die ich so sehnsüchtig gesucht hatte. Zu diesem Zeitpunkt traten die Ereignisse meiner Kindheit in den Hintergrund. Meine langjährige Phantasie, mein Vater lebe irgendwo in Deutschland und ich müsse ihn finden, war mir nicht mehr präsent. Ich war damals offensichtlich nicht in der Lage, klar zu schildern, was in Basel passiert war. Ich war mir dessen überhaupt nicht bewusst, im Gegenteil, ich war überzeugt, meinem Mann alles genau erzählt zu haben. Er fand meine Schilderung verwirrend und bat seine Eltern und Schwester eindringlich, mich ja nie auf den Tod meiner Eltern anzusprechen. Eine weitere Form des Schweigens.

Zu diesem Zeitpunkt war mein allergrößter Wunsch, eine Familie zu gründen, und so wollte ich unbedingt so schnell wie möglich ein Kind bekommen. Heute denke ich, dass ich unbewusst versuchte, einen Ausgleich, eine Wiedergutmachung durch eigene Kinder zu finden. Auch wollte ich ihnen all das geben, was ich schmerzlich verloren und vermisst hatte: Urvertrauen, Verlässlichkeit, Kontinuität, ein warmes Nest und ein Zuhause, Vertrauen in das Leben. Damals, als meine Tochter geboren wurde, habe ich meine Mutter am allermeisten vermisst. Heute sehe ich, wie sehr mein Verhalten von der Vergangenheit geprägt war, denn als ich 1971 überglücklich mit meiner Tochter im Krankenhaus lag, beschäftigten mich folgende Gedanken: Diese Tochter, die ich mir so sehr gewünscht habe, ist jetzt da, aber eines Tages wird sie ihren eigenen Weg gehen und sich von mir trennen, wir werden nur ein kleines Stück unseres Lebens miteinander verbringen. Ich bemühte mich, diese Erkenntnis nie zu vergessen und versuchte, einen Schutz-Abstand (für mich!) einzuhalten. Mir erschien es völlig normal, dass ich versuchte, mich auf die bevorstehende Trennung vorzubereiten, auch wenn es bis dahin noch lange dauern würde. Leider habe ich keine Sekunde überlegt, wie meine Tochter diese ‚Sicherheitsdistanz‘ deuten, bzw. empfinden würde.

Mein Wunsch nach Wiedergutmachung und Heilung war offensichtlich so groß, dass ich nach der Geburt unserer beiden Kinder unbedingt auch noch ein fremdes Kind in unsere Familie aufnehmen wollte. Am liebsten hätte ich ein Waisenhaus gegründet. Meinen Mann konnte ich aber dafür nicht begeistern. Er stimmte mir zuliebe zu, ein Pflegekind dauerhaft bei uns aufzunehmen. Ich ging allerdings davon aus, dass er es genau so wünschte wie ich! Als der Anruf vom Jugendamt kam, war das Tagespflegekind, das ich seit einem Jahr unter der Woche betreute, drei Jahre alt, unsere Tochter zwei und unser Sohn ein halbes Jahr alt.

Der Junge, der uns vom Jugendamt als Notfall vermittelt wurde, war noch nicht ganz zwei Jahre alt. Er sprach kaum ein Wort, schrie wie am Spieß, wenn es zu essen gab, weil er befürchtete, nichts zu bekommen. Seine Verdauung war gestört und beim Einschlafen zeigte er starke Hospitalismus-Symptome. Ich suchte Hilfe in pädagogischen Büchern, befasste mich mit Störungen bei vernachlässigten Kindern und tat alles, um ihn zu heilen. Heute weiß ich, dass das vermessen und unrealistisch war, aber ich hätte mich damals von niemandem bremsen lassen. Allerdings hatte ich auch keine Gesprächspartner; die ganze Problematik und die daraus resultierenden Schwierigkeiten, alle Lösungsversuche und Bemühungen blieben in der Familie. Wenn ich das heute schreibe, schüttle ich den Kopf. Mein Wunsch, andere Kinder ‚zu retten‘ oder ihnen wenigstens zu helfen, war immens.

Es gab niemanden in meinem Umfeld, auch nicht aus meiner Ursprungsfamilie, der verstanden hat, was meine Motivation und Antrieb war. Als Familie hielten wir knapp zwei Jahre durch, dann stellte mir mein Mann ein Ultimatum: entweder wir geben den Jungen zurück an das Jugendamt oder er geht. Ich erinnere mich an meine große Verzweiflung und Zerrissenheit, ich konnte doch dieses Kind nicht einfach wegschicken. Die vielen kleinen Risse, die die Beziehung zu meinem Mann schon bekommen hatte, verdichteten sich zu einem Graben. Wir trennten uns von dem Jungen, übergaben ihn mit Zustimmung des Jugendamtes an eine andere Familie. Dabei kam ich mir wie eine Verräterin vor - in eigener Sache. Unsere Familie war erschöpft, die eigenen Kinder hatte einiges einstecken müssen, ich hatte sie hoffnungslos überfordert mit meiner Erwartung, dass sie Verständnis und Geduld aufbringen sollen für den Pflegejungen, der es doch so viel schwerer hatte im Leben als sie. Ich hatte selbstverständlich keinerlei böse Absicht verfolgt, der Preis war dennoch hoch und entsprach nicht im geringsten meinen Vorstellungen. Kurz nachdem das Pflegekind gegangen (worden) war, wurde bei mir eine Krebserkrankung im

Frühstadium festgestellt und ich musste operiert werden. Als ich noch mit unbestimmter Diagnose im Krankenhaus lag, realisierte ich, dass es um MEIN Leben geht und dass niemand anders direkt betroffen ist, auch wenn das Mitgefühl meiner Mitmenschen noch so groß ist. Damals verabschiedete ich mich innerlich von dem WIR-Gefühl, das ich mit meinem Mann in der Symbiose aufgebaut hatte. Nach meiner Genesung versuchte ich die Spuren zu tilgen, die die Erfahrung mit dem Pflegekind bei meinen Kindern hinterlassen hatte. Drei Jahre später wollte ich die Trennung von meinem Mann. Es war mir zu diesem Zeitpunkt nicht im geringsten bewusst, dass ich unsere Beziehung völlig überfordert hatte mit meiner unbewussten und deswegen nicht ausgesprochenen Erwartung an meinen Mann, er möge den Schmerz und die Folgen ungeschehen machen, die durch den Suizid meines Vaters bei mir entstanden waren.

Die Tatsache, dass ich die Familie zerschlage, obgleich sie mir das Wichtigste war, habe ich ganz schwer verkraftet. Mein Mann und ich diskutierten tage- und wochenlang über eine Lösung. Ich wollte ihm die Kinder nicht wegnehmen, den Kindern beide Eltern lassen und die Kinder auch nicht trennen. Ich zog aus der ‚Familienwohnung‘ aus, kam unter der Woche jeden Tag mittags, kochte, verbrachte den Nachmittag mit den Kindern und ging abends, wenn der Papa nach Hause kam. Als beide ins Gymnasium gingen, kamen sie mittags in meine Wohnung, die in Schulnähe war, und wir verbrachten die Nachmittage weitgehend zusammen. Unsere Kinder mussten sich nie für einen Elternteil entscheiden, sie haben nie auf einen Elternteil verzichten müssen, dennoch habe ich sehr lange gebraucht um einzusehen, dass sie trotzdem Kinder getrennter Eltern waren und dass auch das Spuren hinterlassen hat. Meine in der Kindheit erworbene Fähigkeit, die Realität komplett auszublenden, hat mir bei dieser Trennungssituation geholfen, den Kindern aber geschadet, weil ich damals nicht zulassen konnte, dass sie mir von ihren Ängsten und ihrer Trauer erzählten.

Die Trennung mit ihren wunden Punkten wurde zum Tabu-Thema. Ich war viele, viele Jahre überzeugt, dass es nur von meinen Anstrengungen abhängt, ob die Kinder unter der Trennung leiden oder nicht. So verausgabte ich mich, ähnlich wie in der Zeit mit dem Pflegekind. Ich suchte damals schon Hilfe bei Psychologen, war aber noch meilenweit vom eigentlichen Thema, dem Tod meiner Eltern, entfernt. Als ich auszog, fühlte ich mich entsetzlich schuldig, hatte konkrete Suizid-Gedanken und konnte sie erst dann loslassen, als ich mir klar machte, was ich meinen Kindern damit antun würde. Ich wollte unter keinen Umständen eine Wiederholung und habe etwa ab diesem Zeitpunkt in Zwiegesprächen meinem Vater gesagt, dass ich ihm beweisen würde, dass es auch ohne Suizid geht!

Zu dieser Zeit lebte ich meistens in einer Partnerschaft, die circa 15 Jahre später in meine zweite Ehe mündete. Das war eine spannende, interessante, beglückende, warmherzige Beziehung, für mich aber auch bedrohlich wegen der möglichen Gefahr des Verlassen-Werdens. Für ihn gab es beinahe immer nebenbei noch andere Beziehungen, die ‚selbstverständlich nichts mit mir zu tun hatten‘, die ich aber extrem bedrohlich fand. Da hatte mich mein Thema wieder: Angst, verlassen zu werden! Ich schwankte mehr als 20 Jahre lang zwischen Gehen und Bleiben. Ich suchte meinen Weg, wollte aus meiner Abhängigkeit von dieser Beziehung raus, arbeitete hart an mir, suchte und bekam Hilfe, der innere Prozess war aber immer noch nicht beendet. Währenddessen wurde ich ein zweites Mal wegen beginnender Krebserkrankung operiert. Danach machte ich eine einjährige nebenberufliche Ausbildung als ehrenamtliche Mitarbeiterin bei der Telefonseelsorge, die mich sehr erfüllte. Endlich hatte ich etwas gefunden, was mir entsprach und wo meine Stärken anerkannt und geschätzt wurden. Ich lernte, dass ich tatsächlich etwas von dem weitergeben kann, was ich heute als Schatz bezeichne. In dieser Einrichtung gab es dafür Bedarf und ich lernte Maß zu halten, mich nicht permanent

zu überfordern, mein Tun und Wirken nicht zu überschätzen. Ich lernte, mich besser zu kennen und anzunehmen, mit Ecken und Kanten. Das durfte alles sein. Mein Partner und noch-nicht-Ehemann war, glaube ich, beeindruckt. Auf diesem Terrain, der ehrlichen Auseinandersetzung mit sich und im Respekt mit einem Gegenüber, war er nicht besonders vertraut.

Ich hatte einige Jahre davor einen Fernseh-Dokumentarfilm über ein Waisenhaus in Mexico gesehen, der mich sehr beeindruckt hatte. Damals hatte ich mir vorgenommen, dass ich, wenn mein Sohn auch das Abitur in der Tasche hat, einen neuen Schritt wage. Ich wollte in dieser Organisation, die seit 1954 tausende Kinder betreut hat, als Ehrenamtliche mitarbeiten. Gleichzeitig würde ich von meiner leidvollen Liebesbeziehung Abstand gewinnen. Anfang der 90er Jahre war es soweit: ich reiste für zwei Wochen nach Mexico, um das Waisenhaus zu besuchen und kennenzulernen. Zunächst wohnte ich in einem Kloster, von wo aus mich jeden Tag eine Schwester ins Waisenhaus mitnahm. Ich war sehr bewegt von dem, was ich dort sah und hörte. Ja, da wollte ich gerne mitwirken. Ich wäre sofort mit Handkuss genommen worden, denn meine Interview-Partnerinnen meinten, dass Lebenserfahrung sehr wertvoll sei in der Arbeit mit traumatisierten Kindern. Es war ausgemacht, dass ich circa ein Jahr später kommen würde, um die Organisation vor Ort bis ins Detail kennen zu lernen, und dann nach einem weiteren Jahr würde ich nach Haiti gehen, weil ich ja fließend Französisch spreche. Ich war glücklich. Allerdings hatte ich plötzlich starke Schmerzen in einem Auge und stellte ‚zufällig‘ fest, dass ich mit diesem Auge manche Farben gar nicht mehr sehen konnte.

Zurück in Deutschland kam ich sofort in die Augenklinik, wo nach einiger Zeit Multiple Sklerose diagnostiziert wurde. Aus der Traum mit Mexiko und/oder Haiti. Es war klar, ich kann unmöglich mit einer solchen Erkrankung, deren Verlauf überhaupt nicht einschätzbar war, in eines dieser Länder gehen. Ich beschloss die Organisation **Nuestros Pequeños Hermanos** (Unsere kleinen Brüder und Schwestern) finanziell zu unterstützen und eine tiefenpsychologische Therapie zu machen, um mein Leben endlich in Ordnung zu bringen.

Ein Jahr später heiratete ich zum zweiten Mal, ich wollte wieder einmal glauben, dass wir ewig zusammen bleiben und habe die früheren Erfahrungen mit diesem Mann sowie meine Bedenken und Ängste in den Wind geschlagen. Nach knapp 10 Jahren war es dann so weit: wir trennten uns. Das war das letzte Mal, dass ich sehr, sehr nahe an Suizid war. Dieses Verlassen-werden war so schlimm, als habe sich gefühlsmäßig mein ganzes Kindheitstrauma exakt wiederholt. Zum Glück hatte ich die Unterstützung einer hervorragenden, mir sehr vertrauten Therapeutin, die mir tatsächlich aus diesem Sumpf heraushalf. Mit ihrer Hilfe verstand ich zum ersten Mal in meinem Leben, dass, egal was passieren würde, ich nie wieder so hilflos sein würde wie damals in Basel, mit noch nicht ganz 6 Jahren.

Durch die MS, die sich unter dem psychischen Druck ziemlich heftig manifestierte, wurde mein Antrag auf Erwerbs-Minderungsrente sofort genehmigt. Ich entschied mich, nach Ungarn auszuwandern und für einen radikalen Schnitt mit der Vergangenheit. Mein Noch-Ehemann und ich hatten in Ungarn ein altes Haus mit einem sehr großem Grundstück gekauft und komplett renoviert für unsere bevorstehenden Rentnerjahre. Als ich dorthin zog, kannte ich lediglich zwei Familien, die uns beim Kauf und Renovieren behilflich gewesen waren. Ich konnte nur ein paar ungarische Wörter.

In den zehn Jahren, die ich dort in dem kleinen Dorf verbrachte, lernte ich viel über mich, verdaute die letzte Trennung, öffnete, von mir selbst beinahe unbemerkt, die Türen zu meinen Kindheitserinnerungen und versöhnte mich mit dem Leben. Rückblickend würde

ich sagen, dass ich 3 bis 4 Jahre trauerte, 3 bis 4 Jahre mein damaliges Leben uneingeschränkt genoss und dann peu à peu feststellte, dass es mich zurück nach Deutschland zieht. Ich wollte mich wieder engagieren, mich mehr austauschen können mit ‚Gleichgesinnten‘, das konnte ich in Ungarn schon der Sprache wegen nicht.

Nach meiner Rückkehr im Jahr 2012 nach Deutschland, in die Nähe meiner Kinder und Enkelkinder, meiner neuen Aufgabe (!), lernte ich zwei Jahre später AGUS ‚zufällig‘ kennen. Da war die Zeit reif für die letzten Schritte!

### **Fazit nach meiner Akteneinsicht am 04.10.2016 im Staatsarchiv Basel**

Im August 2016, während eines Besuches in der Schweiz, habe ich spontan bei der Basler Polizei angefragt, ob es noch Unterlagen über den Todesfall meiner Eltern gibt. Das Staatsarchiv Basel bejahte die Anfrage und teilte mir mit, dass ich die Dokumente einsehen könne. Es wurde mir empfohlen, nicht alleine zu kommen und so fuhr ich in Begleitung einer langjährigen, engen Freundin dorthin. Kurz vor der Abfahrt habe ich 11 Fragen aufgeschrieben, auf die ich mir eine Antwort durch die Dokumente erhoffte.

Meine Erinnerungen an den Tod der Eltern sind einerseits sehr bruchstückhaft, gleichzeitig haben sie sich auch als sehr präzise herausgestellt. Einige der von mir niedergeschriebenen Details sind über die vielen Jahrzehnte offensichtlich sehr exakt gespeichert geblieben. Die Übereinstimmung zwischen meiner Schilderung und den Fotos vom Tatort hat mich etwas erschüttert, aber vor allem unglaublich erleichtert: was ich erinnere, stimmt! Dadurch ist mir etwas ganz Wesentliches zurückgegeben worden, spontan nannte ich es ein Stück Identität.

Meine, vor dem Besuch im Staatsarchiv nie klar und laut formulierte Befürchtung, ob ich vielleicht meine Mutter in meiner Wut und Ohnmacht durch mein Schütteln und eventuellem Traktieren mit Fußritten (vollends) getötet habe, ist durch die genaue Beschreibung der Todesursache von der Gerichtsmedizin ziemlich sicher widerlegt worden.

Durch die Fotos habe ich auch erkannt, dass mir das vielleicht Schlimmste dadurch erspart geblieben ist, dass ich die Gesichter meiner Eltern nicht gesehen habe: ich habe meine tote Mutter nur von hinten gesehen, ihr Gesicht lehnte an der Balkonbrüstung, und eine Nachbarin hat mich daran gehindert, runter zu meinem Vater zu gehen. Letzteres habe ich all die Jahre immer wieder bedauert, jetzt bin ich froh, denn das Entsetzen in seinem Gesicht hätte mir sicher sehr zu schaffen gemacht und das Blut, das meiner Mutter durch Nase und Mund geronnen ist, hätte mich ebenfalls noch mehr erschreckt.

Dank der Fotos und der verschiedenen Berichte habe ich zum ersten Mal meine Eltern und deren Schicksal mit dem Blick einer Erwachsenen angeschaut und tiefstes Mitgefühl und Mitleid empfunden. Das war ein trauriges, entsetzliches und unwürdiges Sterben.

Ich werde die Äußerung der Staatsarchivarin nicht vergessen, die es als bemerkenswert bezeichnete, dass keine der vielen, verschiedenen Behörden, die mit dem Fall beauftragt waren, den zahlreichen offenen Fragen nachgegangen ist. So hat die Familie zum Beispiel nie erfahren, ob unser Vater tatsächlich an einer Schilddrüsenüberfunktion gelitten hat oder nicht. Der behandelnde Hausarzt hat diese Vermutung nicht ausgeschlossen, in den Akten der Gerichtsmedizin wurde diese Frage ebenfalls aufgeworfen, die Untersuchungsergebnisse jedoch werden nirgendwo erwähnt. Wäre das Krankheitsbild bestätigt worden, hätten sich vielleicht manche Familienmitglieder etwas weniger gequält

mit der Frage, ob sie seine Handlung hätten verhindern können. Sicher ist, dass unser Vater am Vorabend Hilfe bei einem Arzt gesucht hat: er sagte, er fühle sich geschwächt und überarbeitet und dass er, wie jedes Jahr, sich verpflichtet habe, in den Sommerferien eine Ferienkolonie zu leiten. Der Arzt verschrieb ihm ein harmloses (so der Bericht) Stärkungs- und ein Beruhigungsmittel und sagte ihm laut eigenen Angaben, Urlaub wäre besser als eine Ferienkolonie zu leiten!

Einem Kollegen gegenüber soll Papi einen Tag davor gesagt haben, er möchte am liebsten die Ferienkolonie absagen. Leider hat er sich nicht dazu entschließen können.

### **Schriftliche Fragen vor der Akteneinsicht:**

1. Welche Waffe hat er benutzt? Pistole oder Gewehr?
2. Wieviele Schüsse wurden abgegeben? (Ich meine drei)
3. Wurde Mami von einem Herzschuss getötet?  
Von vorne oder hinten?  
War sie sofort tot?  
Oder woran genau ist sie gestorben? (ich habe sie geschüttelt, vielleicht sogar getreten)
4. Ist sie auf die Knie gesunken und lehnte mit dem Oberkörper an der Balkonbrüstung?
5. Hatte Papi eine Schusswunde oder mehrere?
6. Ist er über die Brüstung gefallen oder geklettert?
7. Wie lag er unten? (Auf dem Rücken, ausgestreckt?)
8. Hat er etwas erbrochen? (Kirschkonfitüre)
9. Hatte er die Hausschuhe noch an? (Einer lag neben ihm)
10. Erwähnt der Polizeibericht den Brotkorb auf dem Balkon?
11. Um welche Uhrzeit hat sich das Drama abgespielt?

### **Antworten nach Akteneinsicht:**

1. Pistole. Das Militär wird in den Berichten nicht erwähnt
2. Vier (je 1 Kugel für die Eltern, die zwei verbleibenden werden nicht weiter erwähnt)
3. Sie wurde durch einen relativen Nahschuss rechts von vorne getroffen, der rechte Lungenoberlappen wurde durchbohrt, das Projektil dran in den Herzbeutel ein und blieb im 6. Brustwirbelkörper stecken. Kein Hinweis auf andere Todesursache....
4. Ja (auf Polizeifotos genau zu sehen)
5. Ein aufgesetzter Herzschuss
6. Ungeklärt
7. Genau wie von mir beschrieben (Foto)
8. Auf den Fotos ist nichts zu erkennen
9. Er trug keine Hausschuhe mehr. Gemäß Foto lag einer ein wenig von ihm entfernt, wie von mir erinnert
10. Nein, er ist aber auf dem Küchentisch zu sehen
11. ca. 7:30 Uhr

### **Begegnung im Traum**

Ich habe in den vielen Jahrzehnten nur einmal von meinen Eltern geträumt (etwa 2009):

Ich (erwachsen) halte mich in Basel auf und beschließe an einem Sonntag morgen zu einer Vernissage zu gehen. Wie zu erwarten sind schrecklich viele Leute da und ich habe keine Chance, etwas zu sehen. Deshalb gehe ich zuerst in das angrenzende Café. Auch

dort drängen sich die Besucher, so dass mir nichts anderes übrig bleibt, als mich zu einem älteren Ehepaar an einen Tisch zu setzen.

Beide nicken freundlich auf meine Frage, ob ich mich zu ihnen setzen darf. Dann beginnt der Mann, der seinen Regenmantel nicht abgelegt hat, ein Gespräch mit mir. Er erzählt mir, dass sie früher in Basel gewohnt haben und dass sie jetzt auf der Durchreise einen Zwischenstopp machen. Daraufhin frage ich, wo sie denn gewohnt haben, denn ich hätte auch einige Jahre in Basel verbracht. Er nennt die Straße und die Hausnummer, das ist genau meine frühere Adresse. Das sag ich ihm und frage, wie er denn heißt. Ich kann solch einen Zufall kaum glauben, denn er hat den gleichen Familiennamen wie ich! Wir schauen uns verwundert an und stellen dann fest, dass ich wohl seine/ihre jüngste Tochter bin. „Bedeutet das dann, dass ich doch eine Familie habe und Sie sind mein Vater? Darf ich dann Papi zu Ihnen sagen?“ Darauf antwortete er, klar könne ich ihn so nennen, er sei ja mein Vater und fügte hinzu: „**du hast immer eine Familie gehabt**“.

Er erzählt mir voller Freude, dass ich zwei Schwestern habe und wie sie heißen. Da unterbreche ich ihn und sag ihm, dass ich das doch weiß und dass ich mit ihnen in Lausanne zusammen gelebt habe. Ich möchte ihn fragen, warum er/sie mich verlassen haben und ihm den großen Kummer, den mir sein/ihr Verschwinden bereitet hat, schildern. Aber er läßt mich nicht aussprechen und sagt nur: „**Du bist uns nur abhanden gekommen**“. Die Frau, meine Mutter, sagt nichts, lächelt aber sehr freundlich.

Ich wache auf, schüttele mich vor lachen und Freudentränen nassen mein Gesicht! Ich halte meinen Bauch wie Buddha: das ist die Lösung, ich bin nicht verlassen worden, sondern nur abhanden gekommen und hatte außerdem immer eine Familie!

### **Szálka, Ungarn (ca. 2009)** **Geborgen - daheim**

Auf dem Rücken liegend, mitten im See, betrachte ich das Blau über mir, die kleinen Wolkengebilde und die Bäume, die den Horizont säumen.

Ich bin eins mit dem Wasser, das mich trägt, eins mit dem Himmel und der Sonne, die ihre Strahlen wie wärmende Arme ausstreckt. Hier draußen bin ich Teil des Ganzen und tiefes Glücksgefühl sowie Dankbarkeit erfüllen mich.

Hier und jetzt bin ich in Frieden mit mir, dem Leben, seinen Stolpersteinen und Herausforderungen.

Annette Félix